

JAMAL MALIK, *Islamische Gelehrtenkultur in Nordindien. Entwicklungsgeschichte und Tendenzen am Beispiel von Lucknow*. (Islamic History and Civilization, 19). Leiden/New York/Köln: Brill, 1997. XX, 609 Seiten, NLG 308.-/US\$ 192.50. ISBN 90-04-10703-7

Epochenübergreifend - also jenseits der typologisch fragwürdigen Dreiteilung Mogulreich/Britische Herrschaft/Unabhängigkeit - beschreibt der Südasienhistoriker Jamal Malik am Beispiel Lucknows die Genese und Entwicklung einer spezifisch nordindischen Form muslimischen Gelehrtentums seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert, wobei der am Ende des 19. Jahrhunderts ins Leben gerufene nationale Gelehrtenrat *Nadwat al-'ulama* und seine Institutionen im Zentrum der Untersuchung stehen.

Den äußeren Rahmen der Studie bildet die Entwicklung des traditionellen Lehrkanons, nach dem an den jeweiligen muslimischen Bildungseinrichtungen unterrichtet wurde. Hierbei folgt der Autor dem langjährigen Leiter des Gelehrtenrates (von 1915-1923) Sayyid 'Abd al-Haqq, der diesen Prozeß in fünf Phasen einteilt: Während zweier früher Etappen (7. bis 10. Jahrhundert und 11. bis 16. Jahrhundert), in denen es noch zu keiner offiziellen Kanonisierung des Unterrichtsstoffes gekommen war, entstand um die wichtigen regionalen Verwaltungs- und Garnisonsstädte ein häufig vom Sufismus geprägtes islamisches Gelehrtentum in ‚Lehnsabhängigkeit‘ zu den lokalen Statthaltern. Schon in dieser Periode, doch vornehmlich im Laufe der dritten Phase (Ende 16. Jahrhundert bis 1750) kristallisierten sich die beiden bis heute wichtigen, kontroversen Standpunkte innerhalb der Ulama heraus: Auf der einen Seite gab es Gelehrte, die sich den verstandesmäßig erfassbaren Wissenschaften verschrieben hatten, der Volksfrömmigkeit nahe standen und tendenziell dem von Ibn 'Arabi entwickelten Konzept der ‚Seinseinheit jeglicher Existenz‘ anhing. Auf der anderen Seite finden wir die ‚Skriptualisten‘ genannten Gelehrten, die die pantheistischen Tendenzen ihrer Zeitgenossen ablehnten, eher einen Hang zu den Traditionswissenschaften hatten und das Prinzip einer ‚Einheit des Schauens‘ verfochten, das die Transzendenz Gottes zu wahren suchte.

In dieser Epoche der sich verschärfenden intellektuellen Auseinandersetzungen entwickelte sich Awadh und insbesondere Lucknow zu einem geistigen muslimischen Zentrum Nordindiens. Förderlich war hierbei die Übereignung einiger in der Stadt gelegener und ursprünglich wohl im Besitz eines Europäers befindlicher Gebäude an die Nachkommen Qutb ad-Din Sihalwis (gest. 1692). Einem der Söhne dieses Begründers der nunmehr als ‚Farangi Mahalli‘ bekannten sunnitischen Gelehrtenfamilie war es dann zu Beginn der 4. Phase (1750-1850) vorbehalten, zum ersten Mal den bis dahin nur als losen Konsens existierenden Lehrkanon zu institutionalisieren. Durch diesen die Herrschaft der schiitischen Nawwab legitimierenden ‚Dienst‘ gelang den Farangi Mahallis der Aufstieg in höhere Verwaltungsämter.

In der Anpassungsfähigkeit etwa der Farangi Mahalli an die kulturellen und gesellschaftspolitischen Vorgaben erst der Nawwabs und später an das koloniale Establishment der Briten sieht der Verfasser in Anlehnung an Reinhard Schulzes umstrittene These einer eigenständigen islamischen Aufklärung ein Zeichen einer kreativen Phase muslimischer Gelehrtenkultur in dem bisher meist als Periode des intellektuellen Niederganges interpretierten 18. Jahrhundert. Das Aufkommen überregio-

nalere Konsumorientierungen im Zuge des sich ausweitenden Weltmarktes, die Begegnung Indiens mit Europa und der Zerfall des Mogulreiches in Territorialstaaten hätten - so Jamal Malik - die Herausbildung eines neuen anthropozentrischen Weltbildes gefördert. Dieses „Potential einer autochthonen Moderne“ (S. 511) spiegelt sich nicht nur in der ‚barocken‘ Architektur Indiens, der Urdu-Literatur und den musikalischen Entwicklungen der Zeit wider, sondern habe vor allem zu einer emanzipatorisch zu wertenden Neubelebung der Hadithwissenschaften und zur Forderung nach einer ‚mystischen Reform‘ geführt.

Vor diesem Hintergrund entstanden in der nach 1857 einsetzenden 5. Etappe der Entwicklung des muslimischen Lehrkanons in Nordindien Spannungen zwischen ‚Tradition‘ (Awadh und Nawwab) und ‚Moderne‘ (Kolonialismus). Zwar paßten sich die Gelehrten den Gegebenheiten an, doch deutete die Änderung der Lehrinhalte auf heftige interne Auseinandersetzungen hin. Diese offensichtliche intellektuelle Zerrissenheit führte schließlich dazu, daß man am 22. April 1894 in Kanpur zur kurrikularen Harmonisierung der verschiedenen Lehrmeinungen einen überregionalen Gelehrtenrat ins Leben rief. Bis zur Kalifatsbewegung war dies der wichtigste Versuch, die muslimischen Gelehrten mit dem britischen Herrschaftssystem zu versöhnen. Seine neutrale Haltung sicherte dem Rat bis 1908 die Unterstützung der Briten bei der Gründung eines eigenen Seminars, dem Bau einer Bibliothek und der Einrichtung eines zentralen Fatwa-Institutes.

Innerhalb der Ratsmitglieder kam es jedoch in den Jahren vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges zu heftigen - und von Jamal Malik ausführlich nachgezeichneten - Debatten über den von den Farangi Mahallis institutionalisierten Lehrkanon. Nachdem die Reformbemühungen einiger modernistisch eingestellter Gelehrten gescheitert waren, ergriffen die traditionalistischen Kräfte das Ruder des Rates, um es bis heute nicht mehr aus den Händen zu geben. Das Scheitern der Kalifatsbewegung und das Aufkommen nationalistischer Tendenzen führte dann dazu, daß die Aktivitäten der Nadwis allmählich aus dem Blickfeld der allgemeinen Öffentlichkeit verschwanden. Erst mit der Gründung der von Muhammad Ilyas (gest. 1944) begründeten Missionsbewegung ‚Tablighia Jama‘at‘ und ihrer Anbindung an den Gelehrtenrat erlangte dieser über Indien und Pakistan hinaus ein so großes Ansehen, daß seine Vertreter heutzutage sogar in internationalen islamischen Gremien präsent sind.

Das Buch endet mit einer knappen Wirkungsgeschichte des Gelehrtenrates am Beispiel der geführten Dispute über die Inhalte eines normativen Lehrkanons zwischen den in Nordindien und Pakistan weit verbreiteten, den Gelehrtenrat ablehnenden, den Farangi Mahallis jedoch nahestehenden Barelwis auf der einen und den der *Nadwat al-‘ulama* zugehörigen Deobandis auf der anderen Seite. Deutlich erkennen wir die Langlebigkeit der traditionellen Gelehrtenkultur Awadhs und Lucknows und die Aktualität der durch sie begründeten Diskussionen: Wiederum - oder noch immer - sehen sich Vertreter eines rationalistischen, an den Lehren Ibn ‘Arabis ausgerichteten, volkstümlichen Islams (Barelwis) konfrontiert mit Anhängern eines skripturalistischen, gegenüber orthopraxen Traditionen aufgeschlossenen und die Lehre von der ‚Einheit des Schauenden‘ bevorzugenden Religionsverständnisses (Deobandis).

In vielerlei Hinsicht ist die Habilitationsschrift Jamal Maliks ein kenntnisreiches und informatives Werk, das unser Wissen über den bisher von der deutschen Islamwissenschaft arg vernachlässigten Islam in Südindien vermehrt. Der von dem Ver-

fasser gewählte Ansatz, ein sozio-kulturelles Phänomen einmal epochen- und dynastieübergreifend zu verfolgen, ist sinnvoll und nachahmenswert. Trotzdem wäre zu wünschen gewesen, daß sich der Autor dazu hätte durchringen können, dem Leser die Früchte seiner sicherlich langwierigen Forschungen explizit innerhalb eines konzeptionellen Rahmens zu präsentieren. So ist es allzuoft doch sehr mühsam, angesichts der Detailfülle den roten Faden der Argumentation nicht zu verlieren. Hinzu kommt ein überladener, zum Teil kryptischer Anmerkungsapparat. Zitiert werden durchweg alle Nachweise, derer der Autor habhaft werden konnte, ohne daß Jamal Malik die Standortgebundenheit und ‚Wissenschaftlichkeit‘ der von ihm genannten Schriften thematisiert. Da damit eine notwendige Scheidung in Quellen und Sekundärliteratur in vielen Fällen fehlt, stand der Rezensent oftmals irritiert vor einem unüberschaubaren Beleggewirr. Ein Beispiel mag die unkommentierte Übernahme des von Sayyid ‘Abd al-Haqq 1909 entworfenen Entwicklungsmodells des muslimischen Lehrkanons in Nordindien sein. Gerne wüßte man, warum sich Jamal diesem Modell anschließt, auf welche Quellen sich das von einem der Hauptakteure des Gelehrtenrates gemalte Bild stützt und bis zu welchem Grade dieser in seine Darstellung subjektive, nicht unbedingt dem westlichen Plausibilitätsprinzip wissenschaftlichen Arbeitens entsprechende Argumente einfließen läßt.

Darüber hinaus darf auch bezweifelt werden, ob die Malikischen Andeutungen über eine vermeintlich indigene indisch-islamische Aufklärung im 18. Jahrhundert von Bestand sein werden. Für eine solche Hypothese fehlt es zum einen an genauen Einzelstudien insbesondere nicht-muslimischer und synkretistischer Strömungen und Entwicklungen. Zum anderen läuft auch das von Reinhard Schulze errichtete Kartenhaus einer ‚Weltzeit‘, die für das gleichzeitige Auftreten ähnlicher Geisteshaltungen in unterschiedlichen Gesellschaften sorgte, ständig Gefahr zusammenzubrechen, um der sicherlich plausibleren Theorie weltweiter Ungleichzeitigkeiten Platz zu machen.

*Stephan Conermann*

PATRICK TUCK (ed.), *The East India Company: 1600-1858*. 6 vols. London and New York: Routledge, 1998. 1984 pages, £ 525.00. ISBN 0-415-15517-7

The editor of this set of six volumes wants “to offer a range of materials concerning the history of the East India Company during the two and a half centuries of its existence”. Indeed, the collection consists of various types of material, printed primary sources, major secondary works and several articles. The first volume contains William Foster’s “England’s quest of eastern trade”, published in 1933. The author focuses especially on the emergence of the East India Company from her different forerunners, mainly the Levant Company. Foster’s main emphasis lies on the early voyages to the East and the transformation process from initial explorations to the establishment of regular trading relations. Writing at the zenith of the British Empire as well as in a well founded tradition of British historiography, Foster stresses the hazards the British endured during the first century of exploring eastern seas in search of trading connections and their encounter with Asian cultures.